

# Weiche 13

Skizze von Edmund Castelli

Eine halbe Stunde Wegs von dem kleinen Heidedorf zieht sich die Trasse des Reichsautobahnbaues durch das Land. Tag für Tag steht eine Staubwolke über der Arbeitsstelle, die langsam von der Bahnstrecke aus tiefer in das Land vorrückt, wandernde Schlacht des Schaffens.

Früh am Morgen erwacht das Leben in den Baracken des Arbeitsdienstlagers, tummeln halbnackte Gestalten sich an den langen Waschtrögen, klappern die Kohlenschaufeln an den Herdfeuern der Küche. Von kräftiger Morgenmahlzeit marschiert der Trupp singend zur Arbeitsstelle.

In der Gruppe Niedmüller aber findet der Gesang heute nur schwachen Widerhall. Fragend gehen die Augen des Gruppenführers über die marschierende Reihe. Dann plötzlich fällt ihm ein, was einer seiner Kameraden ihm von einer inneren Spannung unter seinen Leuten erzählte. Zwei Feinde marschieren in der Gruppe Niedmüller ...

Der Führer sucht, auf dem schmalen Wegrain neben der Gruppe einhermarschierend, mit den Augen nach den beiden Gegnern. Der große Blonde hier in der ersten Reihe, Frank Heiding, Bauernsohn aus der Heide, das ist der eine. Und der untersetzte, aschblonde Heiner Lock im letzten Glied, das ist der andere. „Böser Erbstreit hat die beiden Familien vor einem Jahrzehnt getrennt, der Haß übertrug sich auf Sippe und Nachkommenschaft. Das beste wäre es schon, wir ließen einen von den beiden in ein anderes Lager versetzen. Schon bilden sich getrennte Gefolgschaften um die zwei. Beim Sportfest am vergangenen Sonntag ..." klingt es dem Truppführer wieder im Ohr.

An der Arbeitsstelle löst sich die Marschordnung. Loren rappeln über Gleise, Spaten und Hacken klirren, Kameradschaften der Arbeit verteilen sich über das weite Feld der Baustelle. Lokomotiven puffen auf. In wenigen Minuten ist das stille Heidestück wieder Schlachtfeld harter Arbeit geworden. Und schon steigt die tägliche Staubwolke über Schienen und Trassen auf.

Frank Heidings Arbeitsplatz liegt unten, wo die Feldbahnlokomotiven die Züge der beladenen Loren an ihre Kupplungen hängen und mit lustigem Pfiff landeinwärts schleppen. Die sich auf vielen Strängen des Gleises sammelnden Loren zu Zügen zusammenzustellen und miteinander zu verbinden, das ist Heidings Arbeit. Er tut sie gern. Selbst das störende Bewußtsein, durch den Zufall in derselben Gruppe zu arbeiten, der auch sein Feind, Heiner Lock, angehört, verfliegt ihm während des Dienstes, der kein Sinnieren erlaubt. Heiner Lock arbeitet ja weiter droben ...

Dort fliegen die Hacken und Schaufeln, der Bahnstrecke einen Weg durch den Hügel zu ebnen. Dumpf puffen die Detonationen aus dem Erdreich gesprengter Baumstrünke. Schweiß rinnt, die Loren zu beladen. Drei der Kameraden fahren mit den Loren hinunter, das Gefälle zur Sammelstelle hinunter poltern die Loren, Bremsstangen zwischen den Rädern. Aufwärts schieben und keuchen die Männer an den leeren Loren, das Gefälle jetzt als Steigung mit aller Kraft zu überwinden.

Eine Stunde Arbeit vergeht schnell, erst ein kleiner Schmerzensschrei läßt alle aufsehen. Ueber die rechte Hand des Kameraden, der eben noch munter pfeifend mit einer der Loren zu Tal saust, fließt Blut. Scherzworte trösten den Verletzten. Ein schneller Verband stillt das Blutgerinne, mit lustigem Abschied geht der Verwundete, sich in der Baracke pflegen zu lassen. „Lock, Sie springen für den Ausgefallenen ein!" ordnet der Vormann an.

„Nimm Dich unten bei Weiche 13 in acht, langsam 'rüber, vorher kräftig bremsen!" Heiner Lock hört die Ermahnung und läßt die Lore anrollen, schneller und schneller poltern die Räder unter ihm, Fahrwind umflattert seine Stirn. Ob es schon Zeit zu bremsen ist?

Heiner Lock nimmt den Bremsknüppel fest in die Faust und schiebt das Holz, auf seinem Platz auf der Lore sich seitlich neigend, zwischen die Räder. Greift das Holz nicht, greift es zu spät ... mit rasender Fahrt fegt die Lore gleisabwärts. „Abspringen, Mensch, spring doch ab!" Heiner Lock hört es nur wie von weit her. Immer näher kommt die sausende Fahrt an die Weiche 13, die er langsam überfahren soll. Liegt sie überhaupt richtig? Mit eisigem Schrecken sieht Lock, daß es undenkbar sein wird, die enge Kurve in diesem Höllentempo zu durchfahren, die Lore wird umkippen, er wird hinausgeschleudert, seine Hände klammern sich an das kühle Eisen des Lorenrades ...

Von der Bahnstrecke eilt ein Mann herbei, nur zehn Schritte trennen ihn von der Weiche, trotzdem ist es ein scheinbar aussichtsloser Wettlauf ... Schon poltert die Lore über das Herzstück der Weiche, da greift eine entschlossene Hand zu, ein Ruck läßt die Lore schwanken, irgendwoher tönt ein Schrei ... auslaufend auf langem, gradem Gleis bringt Lock die Lore zum Stehen, aufatmend steigt er ab, hat festen Boden unter den ein wenig zitternden Knien.

Von Weiche 13 her, die er gerade noch im letzten Augenblick herumriß, um einen Kameraden zu retten, kommt Frank Heiding. Er lächelt und streicht sich mit der linken Hand das wirre Haar aus der Stirn. Die rechte würde den Scheitel geschickter raffen, aber seine rechte Hand braucht Frank Heiding, um sie mit ausgestrecktem Arm Heiner Lock hinzuhalten ...

Oben auf der Baustelle wendet der Führer seine Augen wieder den Arbeitenden zu. Er hat drunten genug gesehen. Gleich wird er ein Lied zu pfeifen beginnen ...

## Bartflechte am Zwanzigmarkschein.

**Geld und Gasmaske werden desinfiziert.**

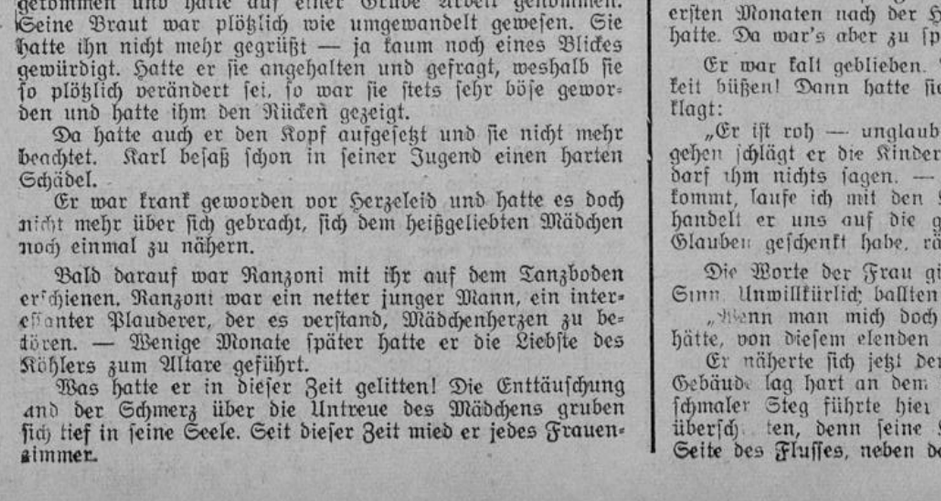
Von Dr. Hans Plettenberg.

Es ist nicht unbekannt, daß die täglich durch unsere Hände gehenden Geldscheine mit einer Unzahl von Keimen besiedelt werden, die unsere Gesundheit mehr oder weniger schwer bedrohen. In der jüngsten Zeit hat man über die wissenschaftliche Begründung dieser Binsenweisheit tiefschürfende Untersuchungen vorgenommen und ist dabei zu Ergebnissen gelangt, die als recht trübe bezeichnet werden müssen.

Man hat Markscheine untersucht — und zwar war dies das besondere Verdienst von Dr Felten-Stoltzenberg —, die vor Versuchsbeginn in abgebrauchtem Zustande durch die Hände von 36 Hausangestellten gingen. Man legte das Papier zunächst zwölf Stunden in Desinfektionslösungen und trocknete es ebenso lange an der Luft. Dann wurden die Scheine auf Agarplatten ausgebreitet, auf Platten also, die einen für die Züchtung von Pilzen und Bakterien geeigneten Nährboden tragen. Auf diese Platten drückte man die Scheine glatt auf, strich mehrfach und kräftig fest, nahm dann die Geldzeichen wieder ab und brachte darauf die Agarplatten in einen Wärmeschrank, wo sie 38 Stunden lang bebrütet wurden. Es erwies sich, daß sich auch nach der Desinfektion durch Nikotin, Formaldehyd, Kupferessig und andere Mittel noch Keime einfanden, deren Menge zum Teil die Zahl Hundert überstieg. Die Bazillen haben eben ein unheimlich zähes Leben. Als man die Scheine vor der eben beschriebenen Behandlung untersuchte, hatten sich Keimzahlen von 13 000 bis 143 000 ergeben. Zudem wies diese winzige Welt eine außerordentliche Mannigfaltigkeit auf. Am stärksten wucherten die Sporenträger. Zahlreich waren die Schimmelpilze. Die Erreger der Bartflechte wurden bei einer Untersuchung von 131 Geldscheinen in 20 Prozent aufgefunden.

Die Untersuchungen haben gezeigt, daß die Erreger von Diphterie, Cholera, Starrkrampf und Tuberkulose, daneben andere Menschheitsfeinde, wechselnd lange lebensfähig bleiben. Man hat die Erfahrungen, die bei der Behandlung der Geldscheine gemacht wurden, nun auch für die Desinfektion von Gasmasken nutzbar gemacht, die bekanntlich von Hand zu Hand gehen und dadurch Krankheiten übertragen können. Dabei ergab sich das Formalin als das beste Mittel der Schnelldesinfektion. Die Chemiker Hugo und Wolf Stoltzenberg sowie Mao Yin Lin haben ferner durch ausgedehnte Versuche ermittelt, welches Verfahren die zur Verdampfung des Formalins erforderliche Hitze entwickelt. Dabei bewährte sich das Löschen von gebranntem Kalk mit wässeriger Formaldehydlösung, wobei ein Teil des überschüssig beigefügten Wassers als Dampf entweicht. Noch wirksamer war die Anwendung von Bariumsuperoxyd und Formalinlösung bei der Desinfektion der Gasmasken. Wo eine Begasung nicht möglich ist, muß man sich mit dem Waschen der Maske begnügen.


# Warburger Warte




Wöchentlich zweimal erscheinende
**Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes**
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 94 | 1. Dezember 1934 | 8. Jahrgang


# Die Eisenbauern

Roman von Rudolf Atsch

(21. Fortsetzung)

Weshalb haßte dieser Mensch den Schulzen so? — Da war eine Antwort eigentlich schnell zu finden. Das Dunkle kann kein Licht vertragen, das Böse nicht das Gute. Außerdem war der Schulze dem habgierigen und gewissenlosen Fremden ein Hindernis. Er hatte ihn sofort durchschaut und wußte längst, was für ein Wicht ins Dorf gekommen war. Solange der Schulze die Geschicke der Gemeinde in der Hand hatte, war es für den ehrgeizigen Südländer unmöglich, eine maßgebende und wichtige Persönlichkeit zu werden und seine unsauberen Gedanken und Pläne zu verwirklichen.

„Vor vielen Jahren mußte ich dran glauben," murmelte der Köhler vor sich hin, „jetzt ist der Schulze der Mann, den er mit seinem Geifer beschmutzen will. Er soll sich hüten!"

Und Karl erinnerte sich einer glücklichen und unglücklichen Zeit. Als junger Bursche freite auch er um ein Mädchen, um ein liebes und gutes Geschöpf, das dazu auch noch sehr wohlhabend war. Herrliche, unvergeßliche Stunden hatte er mit ihr verlebt. Glückliche, längst vergangene Zeit! Ueberall, wo er sich mit seiner Liebsten hatte sehen lassen, war er beneidet worden. So stolz und froh wie in jenen Tagen war er noch nie gewesen.

Da war Ranzoni mit einer Anzahl Kameraden ins Dorf gekommen und hatte auf einer Grube Arbeit genommen. Seine Braut war plötzlich wie umgewandelt gewesen. Sie hatte ihn nicht mehr gegrüßt — ja kaum noch eines Blickes gewürdigt. Hatte er sie angehalten und gefragt, weshalb sie so plötzlich verändert sei, so war sie stets sehr böse geworden und hatte ihm den Rücken gezeigt.

Da hatte auch er den Kopf aufgesetzt und sie nicht mehr beachtet. Karl besaß schon in seiner Jugend einen harten Schädel.

Er war krank geworden vor Herzeleid und hatte es doch nicht mehr über sich gebracht, sich dem heißgeliebten Mädchen noch einmal zu nähern.

Bald darauf war Ranzoni mit ihr auf dem Tanzboden erschienen. Ranzoni war ein netter junger Mann, ein interessanter Plauderer, der es verstand, Mädchenherzen zu bethören. — Wenige Monate später hatte er die Liebste des Köhlers zum Altare geführt.

Was hatte er in dieser Zeit gelitten! Die Enttäuschung und der Schmerz über die Untreue des Mädchens gruben sich tief in seine Seele. Seit dieser Zeit mied er jedes Frauenzimmer.

Er hatte bis dahin gespart und geknausert, jeden Groschen zehnmal umgedreht, bevor er ihn ausgab.

Jetzt fing er ein anderes Leben an. Denn wofür sollte er noch sparen? Kommt her, ihr aufgehäuften Taler! Ich brauche euch nicht mehr zu einer Hochzeit, nicht zur Ausstattung eines gemütlichen Heims, nicht mehr zur Verschönerung eines Lebens mit Frau und Kind. Du klingendes, blankes Silber, du sollst mir helfen, einen Schmerz zu betäuben, der in meiner Brust wühlt. — Und Karl vertrank seiner Ersparnisse in wenigen Monaten.

Viele Jahre später hatte ihm dann Ranzonis Frau erzählt, wodurch die plötzliche Veränderung gekommen war.

„Ach, Karl, hätte ich doch seinen Worten nicht geglaubt!"

Jawohl, das hatte sie gesagt. Der Köhler vergaß ihre Worte nicht.

Dann weiter:

„Er sagte mir, du hättest es nur auf meine Mitgift abgesehen. Du liebtest mich in Wirklichkeit nicht, sondern poussierst nebenbei auch noch mit einer anderen. Auch solltest du Uebles über mich gesagt haben. — Du triebest allerlei Dummheiten mit mir — ich sei ein Tölpel. — Karl, ich glaubte ihm —" Natürlich hatte sie ihm geglaubt, die dumme Gans, dies treulose Frauenzimmer. „Aber schon in den ersten Monaten nach der Hochzeit mußte ich, daß er gelogen hatte. Da war's aber zu spät!"

Er war kalt geblieben. Mochte sie für ihre Leichtgläubigkeit büßen! Dann hatte sie geweint und ihm ihr Leid geklagt:

„Er ist roh — unglaublich roh. Bei den geringsten Vergehen schlägt er die Kinder furchtbar — und auch mich! Ich darf ihm nichts sagen. — Wenn er betrunken nach Hause kommt, laufe ich mit den Kindern fort — denn sonst mißhandelt er uns auf die grausamste Art. — Daß ich ihm Glauben geschenkt habe, rächt sich furchtbar an mir, Karl!"

Die Worte der Frau gingen nun dem Köhler durch den Sinn. Unwillkürlich ballten sich seine Fäuste.

„Wenn man mich doch nur nicht von ihm weggezogen hätte, von diesem elenden Verleumder!"

Er näherte sich jetzt dem letzten Hause des Dorfes. Das Gebäude lag hart an dem linken Ufer der Sieg. Ein kleiner schmaler Steg führte hier über den Fluß. Karl mußte ihn überschreiten, denn seine Köhlerhütte lag auf der anderen Seite des Flusses, neben der Hütte.

Weiß schimmerte der Fluß und Schatten von ziehenden Wolken zogen durch ihn.

Rechts vom Wege stand eine lange Scheune, in deren Mitte sich ein niedriger Schuppen befand, in dem Wagen und allerlei Ackergeräte untergebracht waren.

Als er sich dem Schuppen näherte, vernahm er ein leises Knacken darin. Er beachtete es nicht, denn er kannte keine Furcht. Mit festem Schritt ging er vorbei.

Plötzlich fuhr er zusammen. Unwillkürlich sprang er beiseite. Es war sein Glück, denn im selben Augenblick sauste etwas an seinem Kopf vorbei, traf seine Schulter und riß auf dem Rücken seinen Rock weit auf.

Schnell drehte er sich um — im Scheine des Mondlichtes erkannte er den feigen und hinterlistigen Angreifer.

„Ranzoni!" kam es gurgelnd aus seinem Munde.

Der Südländer hatte einen langen Kartoffelkarst in den Händen. Er hob ihn rasch von neuem empor, um dem Köhler die spitzen Zinken in den Kopf zu schlagen. Doch nur für den Bruchteil einer Sekunde stand der Köhler unentschlossen da, dann kam Bewegung in ihn. Mit einem derben Fluch unterlief er den zweiten Schlag des Südländers und schlug ihm die Faust unter das Kinn. Ranzoni wankte. Der Karst fiel auf den Boden. Karl wollte den tückischen und gefährlichen Feind umfassen, da fühlte er einen heftigen Stich in der linken Schulter. Der Arm hing kraftlos herab, er baumelte an seiner Seite. Etwas Warmes floß seinen Rücken hinab.

Das ist Blut, dachte er, doch ergib dich nicht, hier geht es auf Leben und Tod!

Das war sein letzter Gedanke. Nun wirbelte es in seinem Kopfe toll durcheinander. Er sah keine Häuser mehr, nicht das nahe Wasser, nicht den Steg, der darüber führte. Nichts sah er als seinen zähnefletschenden Gegner.

Sie schlugen mit den Fäusten aufeinander. Karl hieb mit dem rechten Arm um sich wie ein Rasender. Ob er Ranzoni an den Kopf traf, gegen die Brust oder in die Seite — er beachtete es nicht. Nur drauf! — Zornige Schreie gellten durch die stille schlafende Umgebung.

„Schuft, gemeiner!!" brüllte der Köhler.

„Schwarzer Teufel!!" rief Ranzoni.

Jetzt umklammerten sich die beiden. Eine Zeitlang rangen sie stumm dann fielen sie auf den Boden und wälzten sich auf der Straße.

Nun wurden in den benachbarten Häusern Fenster aufgerissen. Verschlafene Augen lugten erschreckt auf die Straße und betrachteten entsetzt die dunklen, ineinander verkrampften Gestalten die da am Boden leuchten. Die mutigsten Männer aber zogen sich schnell notdürftig an. Hier mußte man retten, denn daß es da ums Letzte ging, hörte man an den Flüchen und Verwünschungen.

Die beiden Ringenden ächzten und fauchten. Einmal lag der Köhler oben, einmal Ranzoni. Durch die Pfützen und den Schmutz der Straße gings. Jede günstige Gelegenheit wurde benützt, um dem Gegner einen Faustschlag zu versetzen. Wäre Karl nicht verwundet gewesen, so hätte der Kampf nicht lange gedauert, denn er verfügte über herkulische Kräfte. Aber der linke Arm war wie gelähmt, er wurde nachgeschleift wie ein totes Stück, in der getroffenen Schulter knacken die Knochen. Schmerzen fühlte er aber keine mehr, der Kampf hielt alle seine Sinne im Bann.

Auf einmal umkrallten Ranzonis Finger seinen Hals und zwar so fest, daß er nicht atmen konnte. Er schlug wild auf ihn ein, doch der Südländer ließ nicht mehr locker.

Er macht mich kalt! ging es ihm flüchtig durch den Kopf.

Ranzoni lag jetzt auf ihm. Noch fester preßte er seine Hände um den Hals des Köhlers und schüttelte seinen Kopf hin und her.

Karl sauste es in den Ohren, seine Augen quollen auf, der Kopf wurde schwer wie Blei.

Noch einmal stemmte er in ungeheurer Wut seine rechte Faust in Ranzonis Seite und drückte seinen Körper in die Höhe. Mehrmals wälzten sie sich herum, sie näherten sich dem Ufer der Sieg. Noch etwas! dachte Karl. Noch eine verzweifelte Anstrengung — und beide sausten die hohe Böschung hinab in den Fluß, der hier nicht besonders tief war. Das Wasser spritzte auf. Ranzoni ließ los. Karl tat einen tiefen Atemzug. Das Wasser drang ihm in Mund und Nase. Ich bin doch verloren, heulte es in ihm.

Da, — ein rettender Gedanke!

Mit letzter Kraft sprang er auf. Blitzschnell fuhr seine Hand in die Tasche. Die Klinge eines Messers sprang auf. Ranzoni stürzte von neuem auf ihn los. Da fuhr Karls rechter Arm weit zurück. Aechzend stieß er zu.

Der Südländer taumelte zurück und drückte die Hände auf die Brust. Ein schriller Schrei, dann fiel er rücklings in das Wasser, das klatschend über ihn zusammenschlug. —

Rötlich färbte sich der Himmel, ein feuriger Schein lag über dem Dorf, über den Bergen und in der Sieg. In der nahen Hütte ließ die Nachtschicht das „Stück laufen". Das flüssige Eisen ergoß sich in die Sandrillen und beleuchtete die ganze Umgebung.

Männer und kreischende Frauen stürmten herbei.

Karl stand, vollständig erschlafft, bis an die Brust im Wasser des Flusses. Die Haare hingen ihm wirr und klatschnaß um den Kopf. Entgeistert starrte er ins Wasser.

„Was ist los?" fragte ein Mann vom Ufer laut.

„Der Karl!" ließ sich aufschreiend eine Frau hören.

„Was machst du denn für Sachen, Karl?" fragte der Mann wieder.

„Dort — dort —" versetzte der Köhler mit Mühe, noch immer nach Atem ringend, und zeigte auf eine dunkle Gestalt im Wasser, die langsam abwärts trieb. „Ranzoni — den Schuft — erstochen —!"

Immer lebendiger wurde es am Ufer. Man lief lärmend hin und her. Einige Männer gingen endlich ins Wasser und zogen Ranzoni an Land. Er gab kein Lebenszeichen mehr von sich. Karls Messer stak ihm noch in der Brust.

Der Köhler stand noch im Wasser. Das eiskalte Naß rüttelte seinen Körper. Seine Zähne schlugen laut aufeinander.

Ein Mann rief ihm zu:

„Komm doch aus dem Wasser, Karl!"

Der Köhler ging zu ihm. Es war der Wirt Langenbach.

„Hat er dir aufgelauert, Karl?"

Der Gefragte nickte und zeigte auf seine linke Schulter.

„Dann geschah ihm recht!" sagte der Wirt. „Geh mit mir nach Hause, Karl. Du mußt dich umziehen und auch verbinden lassen."

Karl wollte die steile Böschung hinaufsteigen, doch er war zu schwach. Da rief der Wirt noch einige Männer herbei. Sie zogen den Köhler aus dem Wasser und brachten ihn zurück ins Wirtshaus.

### 13. Kapitel.

Im Dorf ging es von Mund zu Mund: „Der Karl hat den Ranzoni erstochen — der hat's ihm gegeben! Da ist der Ranzoni gerade an den Rechten gekommen — mit dem mußte er anbinden! — Aufgelauert hat er ihm — mit einem Karst hat er ihn erschlagen wollen — hinterlistig und feige. — Der Lump!"

Man bauschte das schreckliche Ereignis auf. Man kannte alle Einzelheiten des entsetzlichen Kampfes. Alle Dörfler standen auf der Seite des sonst so friedfertigen Köhlers.

Noch in der Nacht kam der Doktor ins Dorf. Er stellte Ranzonis Tod durch einen Messerstich ins Herz fest und verband den Köhler, dem die Spitze des Karstes die linke Schulter weit aufgerissen und das Schlüsselbein durchschlagen hatte. Der Doktor schüttelte den Kopf. Ihm war es unverständlich, wie sich der Köhler mit solch einer Wunde noch hatte zur Wehr setzen können.

Schon in aller Morgenfrühe liefen die Polizisten im Dorf herum und nahmen alles zu Protokoll.

Der Köhler wurde festgenommen, doch er verweigerte jede Aussage. „Daß ich nicht schuldig bin, versteht sich von selbst," sagte er.

Man führte ihn zu der Leiche. Erhobenen Hauptes, den linken Arm in einer Binde, ging er zwischen den Gendarmen einher.

Als er in das Haus Ranzonis kam und dort seine ehemalige Liebste sah, senkte er den Kopf. Neben dem Getöteten angelangt, fragte ihn ein Polizist, ob das der Mann sei, den er erstochen habe. Karl gab so laut, daß man es im ganzen Hause hören konnte, zur Antwort:

„Das ist der Mann, der mich verleumdet hat!"

Die Polizei nahm ihn mit und sperrte ihn ein. Aber schon nach einigen Wochen kam er wieder zurück. Das Gericht war nach Vernehmung aller Zeugen zu der Einsicht gekommen, daß Karl in der Notwehr gehandelt hatte und sprach ihn frei. Man hatte ihn auch endlich dazu gebracht, den ganzen Sachverhalt zu erzählen.

(Fortsetzung folgt)

# Wenn der Fuchs mit der Gans spielt

**Vom Kadetten zum Zirkusclown. — Das fliegende Schneewittchen. — Das Schwein landet auf der Wurstfabrik.**

Von Josef Köster

Die Nachricht, daß kürzlich zu Moskau Anatol Leonidowitsch Duroff gestorben ist, wird dem deutschen Leser zunächst wenig sagen. Denn über die Grenzen seines Vaterlandes ist der Name dieses Mannes, der, zunächst Kadett und Lehrer, zu einem der größten Clowns und Spaßmacher in der Zirkuswelt wurde, kaum hinausgedrungen. Seine Hauptstärke lag auf dem Gebiet der Tierdressur, und ein ganzer Tierpark begleitete ihn auf seinen vielfachen Reisen.

Da konnte es denn vorkommen, daß sich an einem schönen Morgen in einem großen Hotel Moskaus die Gäste vor einer Zimmertür drängten, hinter der die entrüstete Stimme des Besitzers hörbar wurde: „Sie verlassen sofort mein Haus! Diese Wirtschaft hier geht nicht weiter. Es ist ja einfach unerhört."

Die Tür öffnete sich, und es erschien ein kleiner, dunkler, glatt rasierter Herr. Hinter ihm sah man in seinem Zimmer Igel, Hunde, Katzen, Stachelschweine, Hähne, Füchse, Gänse, die munter miteinander spielten und sich offenbar aufs beste vertrugen. Hausen von Stroh lagen in den Ecken, überall standen Futternäpfe herum, das Linoleum war vielfach angenagt und nicht gerade allzu sauber. An der Gardine kletterte ein Affe lustig auf und ab, weiße Mäuse spielten in ihren Käfigen, und aus einem Dutzend Vogelbauern klang das Zwitschern, Piepen, Kreischen und Pfeifen zahlloser Vögel. Man konnte es dem Hotelwirt schließlich nicht verübeln, daß er von dieser Gesellschaft nichts wissen wollte.

Der Besitzer dieser Tierwelt war der erwähnte Duroff, der, am 25. Juni 1863 geboren, ein halbes Jahrhundert hindurch Rußland mit seinen zwei- und vierbeinigen Freunden durchzogen hat und rasch zu dem weitaus beliebtesten Clown und originellsten Tierdresseur wurde. Jedes Kind kannte in der Vorkriegszeit diesen eigenartigen Künstler, die Bauern jubelten ihm zu, wenn er seinen wandernden Tiergarten vorführte und dabei seine politischen Witze, durch die er die schon damals recht anfechtbaren Zustände seines Vaterlandes geißelte, zum besten gab. Kein Wunder, daß dieser unbequeme Spaßmacher einen nicht unerheblichen Teil seines Lebens hinter schwedischen Gardinen zubringen mußte.

Viel belacht wurde einer seiner Scherze, der sich gegen das Oberhaupt der Petersburger Polizei richtete, einem Beamten namens Größer, der durch seine Bestechlichkeit verrufen war. Duroff erschien in der Manege mit einigen Schweinen, die er der Größe nach neben einander aufstellte. Dann wandte er sich an das Publikum und sagte in deutscher Sprache, die in der ehemaligen russischen Hauptstadt ja vielfach verstanden wurde: „Diese Tiere hier sind Schweine. Dies ist ein kleines Schwein, und dies" — Duroff wies auf das nächste — „ist größer". Die Zuschauer bogen sich vor Lachen, aber Duroff wanderte wieder einmal ins Gefängnis.

Mit fünf Jahren war Duroff von einem reichen Verwandten auf eine Kadettenschule geschickt worden, da er Offizier werden sollte. Dieser Beruf sagte ihm aber nicht sehr zu, und er verbrachte seine Zeit lieber auf Jahrmärkten und bei ähnlichen Gelegenheiten, wo er den Leistungen der Artisten seine ganze Aufmerksamkeit zuwandte. Auch ließ er sich gerne von einem schon ein wenig wunderlich gewordenen Onkel allerlei Geschichten über Tiere und Pflanzen erzählen, nahm zugleich Unterricht in Akrobatik bei dem Mitgliede eines bekannten Zirkus. Schließlich kam aber doch die Zeit, wo er eine Prüfung zum Uebergang in eine höhere Anstalt ablegen sollte. Der Prüfungsausschuß — einige Offiziere und Professoren — war versammelt, die Tür öffnete sich, um den Prüfling hereinzulassen, und dieser erschien — auf den Händen laufend. Unnötig zu sagen, daß Duroffs Offizierslaufbahn damit ein rasches Ende genommen hatte. Er kam dann auf eine pädagogische Anstalt, hielt es aber auch hier nicht lange aus. Eines Tages riß er aus und schloß sich einem Wanderzirkus an, mit dem er nunmehr das mühselige Leben eines reisenden Artisten führte.

Duroffs Liebe zu den Tieren war ganz ungewöhnlich groß, besonders bevorzugte er Ratten. Seine Schaunummer „Der Rattenfänger von Hameln", mit der er in verschiedenen Zirkussen auftrat, galt als einzigartig. Dabei stand er inmitten der Manege und blies auf seiner Flöte. Von allen Seiten kamen daraufhin die Ratten angelaufen und kletterten an ihrem Freund in die Höhe, selbst auf sein Gesicht und seine Nase. Kurz: Duroff war vollkommen mit Ratten zugedeckt.

In Frankreich am Main sah Duroff zum ersten Male einen fliegenden Menschen. Der Anblick machte auf ihn einen derartigen Eindruck, daß er Tag und Nacht darüber nachdachte, ob er ähnliches nicht auch mit seinen Tieren machen könne. Schließlich ließ er ein kleines Flugzeug bauen, dessen Schraube durch eine Schnur in Bewegung gesetzt werden konnte, so daß der Apparat eine kurze Zeit hindurch frei in der Luft schwebte. An dem Flugzeug befestigte Duroff eine kleine Gondel, in der eine weiße Ratte Platz nehmen mußte. Es war dies das „fliegende Schneewittchen". Die Ratte hielt sehr gut das Gleichgewicht, und die Nummer hatte nicht geringen Erfolg.

Eines Morgens wurden die Bewohner St. Petersburgs durch große Plakate überrascht: „Kommt alle nach Oserki! Riesensensation! Das Schwein in den Wolken!" An dem angegebenen Tage vermochten die Sonderzüge die Menge der Neugierigen kaum zu fassen, der Flugplatz war in Kürze ausverkauft. Auf dem Platze hielten 30 Soldaten eine große Ballonhülle von 20 Meter Durchmesser, langsam wurde sie gefüllt, und endlich erschien auch der berühmte Clown, hinter ihm trippelte das Schwein. Duroff stellte vor: „Kruschka, das erste und einzige fliegende Schwein der Welt!" Unter nicht enden wollendem Beifall kletterte Kruschka in die kleine Gondel, Duroff kommandierte: „Los!", und langsam erhob sich der Ballon in die Lüfte. Plötzlich sah man, wie das Schwein eine heftige Bewegung machte, es verlor scheinbar das Gleichgewicht und stürzte unter einem lauten Entsetzensschrei der Zuschauer in die Tiefe. Aber da öffnete sich über ihm ein Fallschirm, und ruhig glitt Kruschka nach unten, um dort sicher zu landen. Dreizehn solcher Fahrten hat das Tier gemacht, aber natürlich ging es nicht immer ohne Zwischenfälle ab. In Tiflis landete es auf dem Dach einer Mädchenschule und mußte von der Feuerwehr befreit werden. Am drolligsten ging es aber in Samaroff zu, wo die Landung ausgerechnet auf einer — Wurstfabrik erfolgte. Ein böses Vorzeichen für die brave Kruschka!

---

**Ungemütlicher Aufenthalt im Eiskeller.**

Viereinehalbe Stunde in einem Eiskeller eingeschlossen zuzubringen und dies kalte Gefängnis ohne dauernden Schaden an seiner Gesundheit wieder zu verlassen, dürfte auch nicht jedermanns Sache sein. Ein achtundsechzigjähriger Ingenieur in Melbourne, Edward Perrett, hat das Kunststück trotz seines hohen Alters indessen kürzlich fertig gebracht. Perrett war in den Eiskeller gegangen, um die Temperatur zu prüfen. Er stellte fest, daß im Keller sechs Grad Kälte herrschten, hörte dann plötzlich einen dumpfen Schlag und sah im gleichen Augenblick zu seinem Entsetzen, daß die schwere Eingangstür ins Schloß fiel. Perrett war nur sehr dünn gekleidet; seine einzige Aussicht, am Leben zu bleiben, bestand darin, daß er sich Bewegung machte. Er nahm ein langes Stück Gasrohr, das er im Keller fand, und schmetterte dies immer wieder von neuem gegen die Tür. Aber seine Hoffnung, gehört zu werden, trog; niemand kam und öffnete sein kaltes Gefängnis. Doch er mußte es immer von neuem versuchen, denn eine andere Aussicht auf Rettung gab es nicht. Allmählich ergriff indessen die eisige Kälte von dem Körper Perretts Besitz. Zugleich strömte von der Kühlmaschine unreine Luft aus, die dem Unglücklichen fast das Bewußtsein geraubt hätte. Schon stand er im Begriff, zusammenzubrechen, als sich die Tür öffnete und er aus dem Keller herausgezogen wurde. Perrett selbst war nicht mehr imstande, sich zu bewegen. — Durch die lange Abwesenheit ihres Mannes war Frau Perrett unruhig geworden. Sie rief den Nachtwächter der Fabrik an, der sich sofort mit einigen Angestellten auf die Suche machte. Um eineinhalb Uhr nachts wurde Perrett gefunden. Obwohl sofort ein Arzt zur Stelle war, dürfte es Wochen dauern, bis der im Eiskeller Gefangene, dessen Nerven auch gelitten haben, vollständig wiederhergestellt sein wird.